

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 4 (1936)
Heft: 17

Artikel: Vom Geiste und - Menschenrecht
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-567026>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Durch Licht
zur Freiheit!Durch Kampf
zum Sieg**Schweizerisches**

Freundschafts-Banner

Verbandsorgan der „Schweiz. Liga für Menschenrechte“, vormals „S. Fr.-V.“,
Korrespondenz-Adresse für Redaktion und Verlag: Postfach 121, Helvetiapost, Zürich 4Erscheint am 5. und 20. des Monats / Redaktionsschluß je 3 Tage vorher / Postcheck VIII 21.560 / Tel. 39.868
Abonnementspreis (muß vorausbezahlt werden): $\frac{1}{4}$ jährl. Fr. 2.60, $\frac{1}{2}$ jährl. Fr. 4.80, jährl. Fr. 9.50 inklusive Porto

Vom Geiste und — Menschenrecht

Ein Essay.

Es klingt fast wie ein Märchen, was ich sagen will. Manch einer hat davon geträumt. Nicht nur Dichter und Denker, sondern auch schlichte, einfache Menschen, deren Hände voller Schwielen sind, deren Gedanken aber himmelstürmend, nicht am grauen Werktag kleben.

Seit den Tagen meiner Kindheit trage ich einen wunderbaren Traum in mir: Italien. Jahr um Jahr träume ich diesen Traum und ebenso oft muß ich ihn in sein verwünschtes Schloß zur Ruhe bringen.

Ein schöner Traum, der mich immer wieder hoffen und meine Gedanken nach dem sonnigen Süden, nach dem Paradies unserer Minne, fliegen läßt. Aller Voraussicht nach wird es ein schöner Traum bleiben; denn tausend Ketten halten mich an das kalte Nordland gefesselt. Ein schöner Traum, es klingt fast wie ein Märchen.

Und ich weiß ein anderes Märchen, welches auch schön sein könnte, wenn es nicht so grausam blutige Wirklichkeit wäre.

Es war einmal ein großes Volk von über 60 Millionen Menschen, das wollte eine Revolution haben. Es wollte dem wahren Menschentum leben und den Geist der Freiheit aus den Händen einiger allmächtiger Menschen erlösen. Die Armen und Unterdrückten, die Geächteten und Ausgestoßenen waren eine Macht geworden. Einer entzündete sich am andern und alle an dem herrlichen Gedanken einstiger Befreiung aus jahrhundertelanger Fronarbeit. Ein neuer Geist sollte die Menschen durchfluten; alle sollten Genossen sein — alle. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ stand auf den verfeimten Bannern, die im Dunkel dunstiger Vorstädte dem Tage entgegenharnten, da sie im Sturmesrauschen einer neuen Zeit auf den zerbrochenen Mauern der Zwingburgen das jauchzende Lied vom freien Menschen in goldenes Morgenlicht flattern würden. Heimlich klang durch schwüle Nächte der harte Schritt schwerwuchtender, freiheitshungriger Menschen, dumpfes Murren und Murren schwang dazu, wie ein einziger, brünstiger Schrei nach Freiheit. Sie gaben ihr Letztes hin, ihren sauer erworbenen Groschen, für den einen, großen, begeisternden Gedanken an die Freiheit, der sie entgegenfronten.

Als aber das Joch der Mächtigen und Gewaltigen zerbrochen war, da stieg aus der Tiefe der im schaurigen Dunkel brütenden Unterwelt ein furchtbarer, unheimlicher Polyp empor, der die freiheitstrunkenen Menschen umnebelte, machtgierrig und halsstarrig machte, Haß und Neid und Bosheit über die Aecker des Landes streute, daß eine Drachensaat aufging,

welche die Freiheit erstickte in Blut und Tränen. Und der Geist, der den Massen vorangeflogen war als ein leuchtender Stern, irrte als ein Fremdling durch einsame Hütten.

Klingt das nicht wie ein Märchen, wie sie einst Mütterchen erzählte, wenn die Dämmerung ins Zimmer kam und der Wintersturm draußen um die Hausecken pff? Es klingt wie ein Märchen und ist doch bittere — bittere Wahrheit.

Was hat man aus diesem Geiste menschheitserlösender Freiheit gemacht? Einen Popanz, vor dem den eigenen Vätern angst und bange wird.

Auch wir Invertierten haben auf diesen erlösenden Geist gehofft, auch wir haben gebangt und gebebt in den Tagen, da wir noch in Schlupfwinkeln hocken mußten und gedämpft den Schritt der revolutionsbegeisterten Massen vernahmen; auch wir haben die Sturmflagge entrollt, als das Morgenrot der neuen Zeit in unser Exyl der Rechtlosigkeit hereinzitterte. Unsere Hoffnungen ballten sich zusammen zu einem einzigen erschütternden Notschrei menschlicher Gedrücktheit und Verlassenheit. Wir sahen anbetend den Geist der Freiheit — vorübergehen und den Geist des Todes wie einen fanatischen Sklavenvogt sich über die Lande wälzen. Kleinliches Erleben! Kleinliche Menschheit! Es ist als liege ein furchtbarer Fluch auf allem, was Mensch heißt. Warum können wir denn nicht als Menschen zusammenkommen, sondern immer nur als Krämer oder Politiker, als Heterosexuelle und Invertierte und vergiften uns das kurze Leben mit dem Schleim der Unaufrichtigkeit und Gehässigkeit?

Kampf stand auf unserer Lebensbahn. Kampf ist uns von neuem in blutroten Lettern angekündigt! Nun denn wohlauf! Mag der Kampf der Geister beginnen. Wir fürchten ihn nicht, weil die Furcht nur bei denen eine Heimat hat, die sich schützen müssen. Uns aber schützt man nicht durch Gesetze. Gegen uns gerichtet, sind sie das Bollwerk selbstsüchtigster Weltauffassung, auf dem der Tod steht, der Tod des Geistes.

Es ist derselbe Geist des Todes, der vor über hundert Jahren auf dem Wiener Kongreß hohnlachend seine Triumphe feierte, derselbe Geist, der die hehre Lehre eines Welterlösers in eine ketten klirrende Folterkammer umkremelte, der aus dem grauen Altertum, über das Mittelalter hinweg, bis in unsere trostlose Gegenwart hinein, die sich aufbäumende, nach einem neuen Geiste schmachtende Menschheit um das Letzte und Höchste immer und immer wieder betrog.

Die Normen des Schicksals spinnen einen dunklen Faden, aber die Afterordnung der Menschen geht jetzt

wie einst über Blut und Leichen. Die Menschheit ersäuft im Egoismus. Das kleine wird beiseite geschleudert und zertreten; tiefstes Menschentum verraten und verkauft um ein Judasgeld. Und das alles in dem berühmten Jahrhundert der persönlichen Freiheit, der Aufklärung und Intelligenz. Schwefel und Pech! Wem da nicht das Blut schneller durch die Adern jagt, wem da nicht die Augen heller und die Muskeln straffer werden, der ist wahrhaftig wert in der großen grauen Masse des Stumpfsinns zu verschwinden.

(Fortsetzung folgt)

Lob auf die Freundschaft

von Louis-Henri Strobil.

Harfe komm in meine Hände,
Daß dem Gott ein Lob ich spende.
Der durch seine milde Hand
Mir den Freund hat zugesandt.

Denn schon Schiller hat gesungen,
Wenn der große Wurf gelungen
Eines Freundes Freund zu sein,
Stimm in diesen Jubel ein.

Mir ist dieser Wurf gelungen,
Einen Freund hab ich errungen,
Wie er besser nicht könnt' sein.
Kein Gesetz und keine Pein,
Ich bin sein und er ist mein.

Liebe und — Mitleid

Erzählung von L. Schmid-Realta.

Der Ginster blüht. Heiß und grell liegt die Sonne überm Verbano, dessen Wasser wie geschmolzenes Blei am Fuße des Monte Verita liegt. Stumpf und müde schweifen meine von der Mittagssonne geblendeten Augen über den See gegen Italien. Müde setze ich mich zwischen die gelben Ginsterbüsche. Ein graubraunes Etwas huscht zwischen meinen Halbschuhen durch: eine Schlange, eine giftige ist's. Ich kenne sie; zu oft hat mich am Anfang meines Hierseins so etwas erschreckt. Und heute, wenn sie mich gebissen hätte? Ob ein Schlangenbiß sehr schmerzhaft ist? Ob man lange warten muß bis der Tod kommt?

Hansel ist fort. Gestern früh ist er gegangen. Nicht einmal einen Kuß zum Abschied gab er mir. Ist's wahr, ist er weg, ist's nicht nur ein böser Traum? Und wenn ich erwache, liegt er dort an der andern Wand nicht in seinem Bett? Ich lausche seinem Atem, betrachte immer wieder sein braunes, rassig geschnittenes, von schwarzen, wirren Locken umrahmtes Gesicht. Nein, ich schlafe nicht, es ist kein böser Traum, es ist traurige Wahrheit. Er ist gegangen mit ihr, er mußte gehen. Er konnte nicht anders; denn er war nicht wie ich. Ich liebte ihn, nicht auf den ersten Blick; allmählich kam es langsam. Aber unendlich süß und schön war sie, die aufkeimende Liebe. Als ich ihn zum erstenmal sah, trat ein spöttisches Lächeln auf mein Gesicht. „Ach, der Bauer“, dachte ich, denn er trug bäuerlich einfach geschnittene Kleider. Dann blickte ich in seine glänzenden, von wun-

derbar gewölbten Brauen und dichten, schwarzen Wimpern umrahmten Augen, die fragend und prüfend auf mich gerichtet waren. Diese Augen vertrieben den Spott von meinem Gesichte, ich bot ihm die Hand zum Willkomm. Wir mußten hier im Hotel zusammen arbeiten, ich sollte ihn in die Arbeit eines Hotelküchen-Casseroliers einführen. Er war ein einfacher Hotelangestellter wie ich. Zwar fing er erst an und war wohl etwas ängstlich oder geniert, als er mein spöttisches Lachen wahrnahm. Er war sich seiner bäuerischen, etwas unbeholfenen Figur wohl bewußt und mein Spott berührte ihn peinlich. Doch als ich ihn willkommen hieß, drückte er mir die Hand mit einem treuerzigen Lächeln in seinem Gesicht.

„Sie sind Deutschschweizer, wie ich höre, das freut mich sehr.“

Es ergab sich, daß unsere Heimatdörfer kaum einige Wegstunden auseinander lagen. Er wollte mit mir über die Heimat plaudern, doch ich wich ihm aus. Belügen wollte ich ihn nicht, und sagen, warum ich aus der Heimat gezogen und nie mehr zurückkehre, das konnte ich damals noch nicht. Hätte ich ihm von meiner Veranlagung sagen sollen? Kaum würde er mich verstanden haben. Ich dachte gar nicht daran, daß ich jemals intimer mit ihm sein könnte. Seine kraftvolle Gestalt und sein offenes Wesen gefielen mir an ihm. Doch den gleichen Gefallen habe ich auch an einem schönen, edlen Tier.

Als er kam, blühten die ersten Mimosen und Kamelien; die Natur rüstete sich zum alljährlichen Liebesfeste. Die Nächte waren noch kühl und still und des Morgens, wenn der Tag heraufdämmerte, sangen im Garten vor unserm Zimmer die Vögel süß und sehnsüchtig vom kommenden Frühling. Abends schwirrten noch nicht die Tausende von Leuchtkäferchen, und auch die Zikaden schwiegen noch. Schlangen traf man selten. Den ganzen Tag war man frisch und arbeitete mit Vergnügen; denn die Sonne wärmte noch mild und belebend, während sich später die Hitze bis zur Unerträglichkeit steigerte.

Zwei Wochen später waren wir inmitten des Blütenraumes. Der ganze Park des Hotels war ein Meer von blühenden Mimosen, Kamelien, Oleander und duftendem Jasmin. Ein betäubender Dunst von Blüten und Blumen durchzog die Gegend. Die Menschen bekamen träumerische, sehnsuchtsvolle Augen. Sie sehnten sich unbewußt nach Liebe, nach etwas Freudigem, dem sie sich hingeben, in das sie untertauchen wollten. Alle Menschen waren freundlicher und liebevoller zueinander. Die Frauen trugen helle, duftende Kleider und die Männer blickten ihnen aufmerksamer nach als früher. Ueberall hielt der Frühling Einzug. Eine Frühlingsnacht im Süden, eine Liebesnacht aller Wesen, kam. Die wenigen Gäste, lauter Künstler, hatten den Speisesaal verlassen und stiegen zum See hinunter, um in den Barken eine gemeinsame Fahrt über den See zu machen. Wir Angestellten hatten einen freien Abend und beschlossen ins Dorf hinunterzugehen, um zu tanzen. Zu viert, Gabi und Martha, die Zimmermädchen, Hansel und ich, stiegen wir den blühenden Berg hinab. Der Abend war zauberisch schön; in der vom Blütenduft durchschwängerten Luft summten die unzähligen Leuchtkäferchen und im Grase zirpten die Zikaden. Ein leichter Südwind flüsterte in den Palmen und bewegte den hohen, schlanken Bambus. Ich hätte lieber eine Fahrt über den See gemacht, aber die andern wollten tanzen.

Artkollegen! Abonniert das „Freundschafts-Banner“!